

Kultur

Den Unverorteten platzieren

Was tut man mit Künstlernachlässen? Die postume Betreuung des Werks von Philippe Saxer zum Beispiel ist eine Herkulesaufgabe. Der zuständige Verein zeigt einen Ausschnitt bei Rigassi by Soon.

Martin Bieri

Am 22. Dezember 2013 nahm sich Philippe Saxer das Leben. Nach einem Besuch bei seinen Eltern in Bümpflich war er nicht mehr in die Klinik der Universitären Psychiatrischen Dienste in der Waldau zurückgekehrt. 47 Jahre alt, hinterliess er ein aussergewöhnliches bildnerisches Werk. Auszüge davon sind jetzt in der Galerie Rigassi by Soon zu sehen. Saxer hat nichts mit dem Programm der Galerie zu tun, der Aussteller, der Verein «Freunde des Philippe Saxer», hat sich eingemietet. Viele Gesichter schauen einen da an oder an einem vorbei, Doppel- und Dreifachgesichter manchmal, auch Mensch-Tier-Wesen mit Blicken, die einen nachgehen. Saxer hatte Gesichter und bildete Gesichter ab. Er malte sie flächig, hastig, gestisch. In seinen Zeichnungen war er feiner, filigran. Obwohl Hintergründe oft fehlen, zeigen besonders seine Federzeichnungen, so kleinformatig sie sein mögen, einen Sinn für Räumlichkeit.

Ein Riesenwerk

Der Verein «Freunde des Philippe Saxer» bildete sich nach dem Tod Saxers. Er besteht unter anderem aus Andreas Altorfer, Leiter des Schweizerischen Psychiatrie-Museums, dem Sammler Max E. Ammann, Otto Frick, Gründer der Kunstwerkstatt in der Waldau, und dem Vater des Künstlers. Der Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, Saxers Werk zu erfassen und zu verbreiten. Untergebracht war es in mehreren Lagern, Saxer verteilte seine Bilder hier und dort, hielt sie aber in gutem Zustand. Auch wenn sich der ausgebildete Kunstgalerist in verschiedenen Materialien ausdrückte, der allergrösste Teil seines Nachlasses sind Arbeiten auf Papier, mit Feder, Bleistift oder Pinsel verfertigt. Es sind viele: Über 10 000 Arbeiten hat Saxer hinterlassen. Sie sind nun alle fotografiert und digital katalogisiert.

Um das Riesenwerk handhabbar zu machen, sind die Mitglieder des Vereins nun daran, Kategorien zu bilden: «Meisterwerke», «gute», «weitere» und «nicht



Undatierte Tusche-Zeichnung ohne Titel aus Philippe Saxers Nachlass. Foto: zvg

ausstellbare». Die ersten beiden Kategorien umfassen etwa 2000 Bilder. Die Bestandteile dieses Konvoluts bietet der Verein, der nicht Eigentümer der Werke ist, nun Institutionen und Privatsammlern als Schenkung an. Die in der aktuellen Ausstellung gezeigten Werke stehen zum Verkauf. Die Preise sind von den Formaten abgeleitet, daher die Halbfranken-Beträge.

Ordnung ist nicht möglich

Man habe die Strategie gewählt, Saxer zu «platzieren», ihn zu «vertellen», wie Max E. Ammann sagt. Es bringe nichts, den ganzen Nachlass einem Haus, etwa der Collection de l'Art Brut in Lausanne zu vermachen. «Es bringt mehr, wenn der Künstler in den massgebenden öffentlichen und privaten Sammlungen vertreten ist.» Was mit den «nicht ausstellbaren» Bildern geschieht, ist noch offen, möglicherweise werden sie entsorgt.

Saxer war schon zu Lebzeiten kein Unbekannter. Unter den Kunstschaffenden der Waldau sei er der profilierteste gewesen, meint Ammann, «vielleicht der renommierteste seit Wölfli». Saxer hatte Ausstellungen und verstand sich als Künstler, weshalb er systematisch signierte und datierte. Und doch erschienen die Bemühungen des Vereins, dass Saxer dort, wo es zählt, vorkommt und vertreten ist, wie der Versuch, etwas in eine Ordnung zu bringen, was keine Ordnung haben konnte. Einen Platz zu finden für jemanden, der keinen hatte, einen Unverorteten.

«Philippe war isoliert», erinnert sich Ammann, sozial wie künstlerisch. Nicht unbekannt, aber doch selten gesehen. Er gehörte keiner Szene an, seine Vernissagen besuchte er selten, stellte sich weder in eine künstlerische Tradition, noch tauschte er sich mit anderen aus. In seinem Nachlass seien auch keine Kunstbücher zum Vorschein gekommen. «Das ist vielleicht der Grund, weshalb er so viele Menschen malte», sagt Ammann, «er sehnte sich nach ihnen.»

Galerie Rigassi by Soon, bis 2. September

Licht, der Natur entliehen

Wenige Wochen nach seeligen letzten Ausstellungen in Odiessbach ist der Berner Maler Paul Freiburghau- verstorben.

Marianne Mühlemann

Gelb ist eine Schlüsselfarbe in Paul Freiburghs Werk. Es durchglüht Blumenfelder, Landschaften, lässt Flächen, als würden sie vom Sonnenlicht beschienen. Doch auch über seltsame Töne liess sich philosophieren. Einmalige, flammende Rot: Paul Freiburgh stand es vortrefflich, Farben zu seinen Erlebnissen zu machen. Aus der Natur heraus schienen sie sich in den Bildern zu entfalten und zogen den Betrachter durch ihre stille Intensität in die Welt wie er das machte, war sein Gelb. Freiburgh schöpfte Licht in der Natur, er lieh es aus der Natur.

Über seine Kunst verlor der Berner 1932 in Mühleberg geboren nie viele Worte. Der Mal-Prozess ist ihm ein Abenteuer: «Man weiss nicht, wohin man geführt wird», sagt die Museumsbesucherin mit Grossehrlichkeit, in ihm schon als Kind Wunsch gereift, Maler zu werden, nahm er bereits während des Seminars Unterricht bei Fredi. Später studierte er an der Universität Bern und an der Kunstgewerkschule und erwarb das Zeichenlehrerdiplom. Er leitete das Tiefdruckatelier der Schule für Gestaltung und gab dort ein Werk des Berner Malers namens Fritz Pauli heraus, dem er lebensfreundschaftlich verbunden war.

Auch über ihn selbst und sein Werk wurde geschrieben: Der «Bund»-Redaktor Fred Zaugg hat zu seinem 75. Geburtstag eine Monografie über den Maler Freiburgh geschrieben, auch Zeichner, Bildhauer und Designer war er, herausragend. Die Bestimmung ist zum Vermächtnis geworden: Paul Freiburgh starb am 24. Juli, wenige Wochen nach seiner Ausstellung in der Galerie Heli in Odiessbach, im Kreis seiner Familie gestorben; er wurde 85-jährig.

Vorabdruck George Watsky: «Wie man es vermasselt»

Der weisse Wal

In Atlanta war ich heiser. An einem feuchten Montagabend in Greensboro, North Carolina, erreichte mein Infekt seinen Höhepunkt, und ich flüsterkrächzte mich gerade noch durch die Show.

Bibbernd führen wir die Ostküste hinauf. Der Winter hielt sich hartnäckig, und der Bus hatte keine Heizung, ein Detail, das uns beim Kauf irgendwie nicht gestört hatte. Aber die Konzerte waren gut besucht, und alle kamen mehr oder weniger zurecht. Wir spielten in der Irving Plaza in New York und im Paradise in Boston vor vollem Haus, die grössten Shows, die wir bis dahin gegeben hatten, und feierten aller Pestilenz zum Trotz.

Als immer mehr Leute krank wurden, begann die Suche nach Schuldigen. Ich war zwar als Erster erkrankt, aber es gab noch einen Sündenbock: die Erbschöpfung. Da die Zimmerbelegung jedes Mal wechselte, hing es vom Bett-nachbarn ab, ob man die Nacht durchschliefe oder am nächsten Morgen gerärdert aufwachte, ob man gesund blieb oder krank wurde.

Und sosehr wir alle Paul mochten - er war ein freundlicher Bär von einem Kerl, der viel lachte, viel trank und viel ass -, er schnarchte auch viel, und vor allem laut. Wenn es darum ging, Zimmergenossen auszulösen, war der grosse Paul das kurze Streichholz.

hergeworfen und meine Ohren mit Tempopos zugestopft hatte, schleifte ich meine Bettdecke und das Kopfkissen ins Badezimmer, schloss die Tür und legte mich auf den Rücken.

Wie ich feststellte, ist für eine 1,80 Meter grosse Person auf dem Badezimmerboden eines Super-8-Motels gerade noch genug Platz, sofern sie sich diagonal auf die Fliesen legt, mit den Zehen die Wand hinten links unter dem Waschbecken berührt und den Kopf in die Ecke neben der Badewanne schmiegt.

Wie das Leben so spielt, passte Paul von uns allen zwar am allerwenigsten in die winzigen Motelbadewannen, machte aber als Einziger je Gebrauch von ihnen. Beim Mittagessen auf der New Jersey Turnpike nahm er einmal einen herzhaften Bissen, spürte kurz etwas Komisches hinten im Mund, schluckte aber trotzdem. Nach einigem Herumtasten mit der Zunge an den Backenzähnen und einem prüfenden Blick in den nächsten Spiegel bestätigte sich leider sein Verdacht: Beim Kauen hatte sich eine seiner Goldkronen gelöst, und er hatte sie runtergeschluckt.

Die nächsten paar Tage stimmte Paul seine Verdauung auf unsere Stunden im Motel ab, kackte in die Badewanne und stocherte dann mit einer Plastikgabel, die er von einem Frühstücksbuffet geklaut hatte, in der Schweinerei herum.

Folge 27/30

27

Seine Storys hat der junge US-amerikanische Hip-Hop-Musiker und Autor George Watsky seinem Leben abgelauscht. Wir bringen einige während der Sommerferien im «Bund» als Vorabdruck.

Folge verpasst? Hier können Sie alles nachlesen.

www.watsky.derbund.ch

GEORGE

der feige noch zimperlich. Er hatte mal den Abwassertank eines Busses von Hand reinigen müssen, nachdem ein in den Sechzigerjahren legendärer Folksänger die Totsünde begangen hatte, die Bustoilette zu besudeln.

«Berühmte Scheisse stinkt auch nach Scheisse», liess er uns wissen.

Allen Zweiflern zum Trotz klaubte Paul irgendwann tatsächlich Gold aus der Badewanne. Er füllte die Kaffeemaschine mit Leitungswasser, warf die Krone hinein, kochte alles einmal auf, setzte sich das Nugget wieder ein und hüpfte zurück hinter Steuer.

Paul Hamer war vielleicht nicht der stillste Zimmergenosse, aber er war ein toller Typ. Während alle sich den Kopf darüber zerbrachen, wie sie ihm ihrer Gesundheit zuliebe entkommen konnten, sagte er selbstvergessen vor sich hin, dynamisch, fröhlich und - wie er selbst behauptete - sehr rhythmisch. Als wir in Kanada ankamen, war jeder schon mal krank gewesen, nur er nicht. Allmählich trat die Krankheit in den Hintergrund, war keine Neuigkeit mehr, nur noch allgemein akzeptierte Tour-Realität. Es war Zeit für den grossen Auftritt des Wals.

Die Sonne schleppte sich matt über einen kühlen, blauen Himmel, als wir dem Sankt-Lorenz-Strom flussaufwärts folgten, seinem Ursprung am Ontariosee

besorgnisserregender, und so hielt schliesslich am Strassenrand. Ich beim besten Willen nicht heraus Problem lag, und da wir es nunzeitig zum Gig schaffen würde: wir weiterumpelten, beschloss auf unser Glück zu vertrauen.

Als wir die Stadtgrenze von erreichten, waren wir bereits zu den Soundcheck und kamen nie über zehn Meilen pro Stunde, Paul das Gaspedal ganz durchtrudelt und wir uns im Schnelcenter Konzert-Location näherten und rechts überholt wurden, trümpfte kaum zu atmen.

Als wir endlich das Phoenix Theatre erreichten, hatte sich eine Schlange über die gesamte Länge des Blocks gebildet.

Genau davon hatte ich geträumt Publikum für unseren Bus. Do krampfte sich mir der Magen an. Auf dem Weg zur Laderampe weisser Qualm unter der Kühllampe hervor, und der Motor rackerte jedes und unheilschwangeren Metalle. Gerade als wir zum Stehen platzierte die Fruchtblase, und ein Schwall Motorflüssigkeit schwappte den kalten Bürgersteig.

Ich weiss, es war beschneuert, für zu schämen, aber ich konnte Gedanken nicht verkneifen: Wär